Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1913)

Artikel: Das Sonnenland
Autor: Zollinger, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749612

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einem Zukunftskrieg gestalten. Über die Zustände im Jahre 1870/71 gibt uns Jöhr ein wohlgelungenes Bild; nirgends fand sich bisher eine Gesamtdarstellung. Diese ist ihm geradezu mustergültig gelungen. Wohl konnte er sich dabei auf Denkschriften stützen (F. Mangold: Die Bank in Basel, P. Gygax: Die Bank in St. Gallen, C. Keller: Die Krisis des Jahres 1870 usw.); Alle diese Arbeiten haben jedoch die Frage mehr nach der banktechnischen Seite behandelt, Jöhr hingegen bietet ein abgeschlossenes Bild davon, wie es damals um die schweizerische Volkswirtschaft stand. Die Ergebnisse der Studie werden in neue Schlussthesen zusammengefasst. Man wird dem Verfasser zustimmen können, wenn er sagt, das schweizerische Geld- und Bankwesen sei heute unendlich viel besser auf die Erschütterung einer Kriegskrisis gerüstet als im Jahre 1870.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

DAS SONNENLAND

Ein Gipfel war er bestimmt, der liebe Hans Hoffmann, wenn er auch sein Haupt nicht im Wolkendunste barg. Freilich mühte er sich vergeblich damit ab, sorgfältig behauene Granitblöcke zum festgefügten geschichtlichen Roman aufeinanderzutürmen, und seine Verse klingen da am besten, wo sie eigne oder allgemein menschliche Schwächen mit scharfen Geißelhieben treffen; aber keiner trete mir seiner Tante Fritzchen zu nah, die ihre überquellende Herzensgüte hinter einem stachligen Äußern schamhaft versteckt und den kategorischen Imperativ der christlichen Allerweltsliebe mit dem Recht auf einen tüchtigen Hass so wacker abtrumpft. Und welcher deutsche Erzähler kündet die Freuden und Leiden des Gymnasiallehrers mit so warmem Verständnis wie der Dichter des „Gymnasiums von Stolpenburg"? Unsern Primanern allerdings, denen Hoffmanns Landsmann Eduard Engel diese feinen, das Innerste der Schulmeisterseele durchleuchtenden Novellen zu erbaulicher Lektüre empfiehlt, möchte denn doch das Sensorium für derart subtile seelische Konflikte mangeln. Fest wurzelt Hans Hoffmann in seiner pommerischen Heimat, deren „klägliche Öde" sein Herz doch nicht erstarren ließ. Und doch seufzt er gelegentlich: „nur meine Augen wollen hier verschmachten!", aber flugs schnürt er sein Bündel, verlässt, wie sein Eberhard von Wildberg in den Bozener Märchen, „das frostige Land seiner Jugend, steigt über die Alpen ins Etschtal, wo die Gefilde mit südlichem Sonnenschein begnadet sind", und hier, wo schon Paul Heyse reiche Ernte eingeheimst, bindet er sich eine bunte Garbe wunderhübscher Legenden, Märchen und Gedichte. Zweimal hat er auch an dem Eiland der Phäaken angelegt, und mit liebenswürdiger Freude erzählt er uns, dass sich die modernen Korfioten von den homerischen ruderliebenden Phäaken, die sich ja vor allem in der Kunst eines eleganten Faulenzens rühmlich hervortaten, in keiner Weise lumpen lassen.

Ein warmer, vergnüglicher Humor waltet in Hans Hoffmanns meisten Erzählungen; er versöhnt den Dichter mit seinem unmusischen Hinterpommern, „wo nur ein einziger Gott, Jupiter Pluvius, herrscht", er verklärt ihm die göttliche Faulheit seiner Phäaken, er zeigt ihm aber auch einen protestantischen Pfarrhof im märkischen Sand in homerischem Glanz und würzt ihm

eine Sonntagsfahrt auf der beschaulichsten der Kleinbahnen, der der Berliner Witz den freundlichen Namen „die stille Pauline“ verliehen hat.

Mit verstehendem und verzeihendem Lächeln redet Hoffmann von den Schwächen der Menschen; er weiß, dass ein kleines Fehlerlein auch dem Trefflichsten Herzensbedürfnis ist, und wäre es auch nur etwa „ein kleines Hausneidchen, wie es jedem Christenmenschen zu ruhiger Beschäftigung gegönnt ist als ein mäßig knurrender Schoßmops, der niemanden heftig anbellt, noch weniger ans Beißen denkt“. Eichendorffs mannhafter Kampfruf: „Krieg den Philistern!“ hallt durch Hoffmanns ganze Dichtung;

das Luder ist so feig korrekt, ihn kann der Teufel selbst nicht fassen!

knirscht er einmal ingrimmig; aber er weiß auch, dass man „dieselbe Gesinnung aus Hochmut, Beschränktheit und Froschnatur, oder aber aus Reinheit haben kann“. Jegliches Tugendathletentum ist ihm im Grunde seiner Seele zuwider; ihm selbst ist's in seiner bewussten Unvollkommenheit wohl genug, und mit mitleidigem Bedauern blickt er auf die Mustermenschen herab, die in all ihrer blitzblanken Tugend lediglich das satte Bewusstsein eigener Vortrefflichkeit mästen:

Welch glücklich Leben muss das sein,
Stets Lob zu ernten bei Groß und Klein,
Lächelnd zu opfern jederzeit
Behäbiger Selbstzufriedenheit!
Vielleicht zwar mag ich sie doch nicht beneiden;
Doch eins ist sicher: ich kann sie nicht leiden.

Die mit Ironie gepaarte Weltfreude hat Hans Hoffmann mit Gottfried Keller gemeinsam, dem er einmal seine Referenz machte, ohne dass es zu einem innigen persönlichen Kontakt zwischen den beiden Dichtern gekommen wäre: „ich schied von ihm,“ erzählt Hoffmann selbst in einem Aufsatz über Wilhelm Raabe, „nach einigem hingequälten Verweilen in etwas verprügeltem Seelenzustande“; dagegen müssen sich Briefe Kellers an ihn in seiner Mappe finden. — Ohne Zweifel hat Hans Hoffmann von Keller viel gelernt; Kellers Legendenstil mag er den weichen Wohlklang der Sprache seiner Märchen abgelauscht haben; seine schönste Dichtung dieser Art, die Legende „Die heilige Kümmernis“, hat er dem Zürcher Meister zum siebzigsten Geburtstag auf den Tisch legen dürfen. Nur feiner, bewusster, kultivierter klingt Hoffmanns Sprachmelodie als die Kellers; er weiß seinen Satz so zu biegen, die einzelnen Teile so zusammenzufügen und mit schmückendem Beiwerk zu füllen, dass er, jede Ecke und Kante meidend, in behaglichem Fluss seinem Ziele zustrebt. Eine Probe? Aber schlürfen Sie die Sätze mit andächtig kostender Zunge in sich hinein, wie ein Glas duftenden Rheinweins: „Und wo sie nun auf einem Tanzfest sich zeigte, was sie fortan gern tat, und sich munter umherschwang, da gab es des Jubels die überschwängliche Fülle und taumelnder Seligkeit, hinterher aber in den Nächten viel Seufzer und Sehnen und das schmerzliche Rasen ungestillten Verlangens.“ Oder: „Als Gottvater diese Worte sprach, rissen die Wolken um ihn her auseinander und zerstoben in namenlose Fernen vor dem Donner seines Mundes, da er doch flüsterte und raunte; und der Donner seines Mundes war auf der Erde vernehmbar als ein weites Schweigen des Entsetzens.“ — Läutet nicht das Zauberglöcklein der poetischen Prosa nur noch im Tanzlegendchen so voll und rein? Und doch hat Hans Hoffmanns Art und Kunst kaum etwas Epigonenhaftes; er umkreist nicht als bescheidener Trabant nur mit erborgtem Lichte leuchtend den glänzen-

deren Planeten; er zieht seine Bahn als kleineres, aber nicht minder eigenartiges Gestirn, das gelegentlich einen Strahl eines andern hascht und in neuer, wundervoller Brechung zurückwirft.

Die ganze stufenreiche Skala der verschiedenen Töne seiner Dichtung erklingt in Hans Hoffmanns nachgelassenen vollendeten und unvollendeten Märchen und Novellen, die Carl Schüddekopf in Zeitungen und Zeitschriften und im Arbeitszimmer des Dichters selbst eingefangen hat[1]). Nachgelassenes? Bruchstücke? Rümpfen Sie, bitte, die Nase nicht! denken Sie nicht an die dürren Späne und Schnitzel, die übereifrige Gelehrtengründlichkeit in den Werkstätten großer Toter zusammenzuscharren und zu unerfreulichen Haufen zu schichten pflegt! In diesem Buche steht nichts, was uns nicht seines Geistes Hauch verspüren ließe; Mären wie das grandios-schaurige Harzmärchen „Goslar" oder das ulkige Capriccio „Der Forschungsreisende" bleiben auch als Torsen wertvolle Dokumente für die packende Stimmungskunst und den geistvollen Übermut eines begnadeten Erzählers. Ein alter, morscher Mann kann diese Geschichten nicht geschrieben haben; nur die Dichtung des innerlich Jungen kennt den wuchtig hämmernden Pulsschlag großer Leidenschaft, der in der Novelle „Der Dolch" und im einen und andern Märchen pocht; nur der unverbrauchten Jugendfrische ist die ausgelassene, mitunter selbst zu einem lustigen Purzelbaum aufgelegte Laune und daneben die wunderbar zarte Stimmung eigen, die den Märchen Glanz und Farbe verleihen. Da und dort entzückt ein süperber Einfall: so stellt Hoffmann den Teufel als Verwalter eines Standesamtes für die Hässlichen oder als liebegirrenden Freier vor, der freilich den Schweif vorsichtig in der Rocktasche birgt, oder er lässt einen naturwissenschaftlich gebildeten Zwerg irgendwo im Wald einen Strohhut und einen Strickbeutel finden und daraus in feierlichem Kathederton mit dem Finger an der Nase die scharfsinnigsten Schlüsse auf die mutmaßliche Art der Wesen ziehen, denen diese Gegenstände gehören. Einmal gelingt ihm auch, freilich als Nachhall einer früheren Wendung, ein feines Bonmot: „Sie lernte es immer besser, dass kein Mensch anders kann, als den lieben, dem er wohltut."

Das erste Märchen vor allem, das dem ganzen Band den Namen gegeben, gehört zum Duftigsten, was die deutsche Märchenpoesie seit Mörike gezeitigt hat; der magnetische Rapport wirkt in der traumhaft-verklärten Welt dieser Dichtung rein poetisch, nicht im geringsten krankhaft, wie etwa in Storms seltsamer Altersnovelle „Ein Bekenntnis". Die Seele der jungen Gräfin Gerhildis schwebt, während der Körper regungslos an der Seite des Gatten liegt, durch die Einsamkeit der Wälder und Obstgärten. Eines Tages reitet ein Gast durchs Burgtor, der Ritter Zeno, aber er und Gerhildis erschrecken beide, wie sie sich grüßen: sie haben sich im Sonnenland ihrer Träume schon gesehen, und das scheint ihnen schweres Unheil zu verheißen. Doch der Hausherr zwingt den Gast zum Bleiben. Da meldet ihm am nächsten Morgen der Torwart, Zeno und Gerhildis haben beim Mondschein das Schloss gemeinsam verlassen, und doch hat der Schlaflose die ganze Nacht auf dem Antlitz des schlummernden Weibes nach huschenden Träumen gespäht, und Zenos Waffenknecht hat seinen Herrn geruhsam schnarchen hören. Am folgenden Morgen aber berichtet der neue Wächter dasselbe, und wie die beiden selbst starken Eisenbanden vor den Türen

[1]) *Das Sonnenland* und andere Erzählungen aus dem Nachlass von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. München und Leipzig bei Georg Müller.

trotzen, geht Graf Eckart, selber die Wacht am Burgtor zu halten. Um Mitternacht öffnet sich das hohe Tor lautlos, und schwebenden Ganges gleiten Frau Gerhildis und Ritter Zeno an dem Erstarrenden vorbei; jählings stürmt er den Liebenden nach, die sich eng umschlungen halten und ihn mit großen, stummen Augen anblicken, stößt Gerhildis das Schwert ins Herz und spaltet Zeno den Schädel. „Deutlich sah er die grässlichen Wunden; allein die Getroffenen sanken nicht zur Erde, sondern beide Gestalten hoben sich auf und schwebten in der Mondeshelle weiter und weiter und entschwanden seinen Blicken als ein weißschimmerndes Wölkchen. Verstört betrachtete er sein wuchtiges Schwert: und siehe, es blinkte licht und war rein von allem Blute." Zu Hause aber findet er Zeno gespaltenen Hauptes auf dem Lager, und im ehelichen Gemache liegt Gerhildis mit durchbohrtem Herzen.

Wie so manchem andern großen Erzähler hat Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau", wo man noch heute, wie Keller dem Freunde Storm schrieb, „immer sicher ist, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken", auch Hans Hoffmann eine Heimstatt gewährt; hier ist nach dem Tode des Dichters die muntere und geistvolle Stammtischplauderei „Vox populi" erschienen, die Hoffmanns Lieblingsthema: die unkurierbare Sündhaftigkeit und daneben die Seelengüte des Menschen illustriert. „Es ist nicht anders, wir sind allzumal Sünder!" konstatiert der Landgerichtsrat Meinecke, ohne deshalb selbst besonders peinliche Gewissensbisse zu verspüren, und wenn die Stimme des Volkes, das Schwurgericht, in sittlicher Entrüstung den sozialistischen Brandstifter von aller Schuld freispricht, weil er durch seine Tat seine und seiner Braut Ehre vor dem reichen Wüstling gerettet hat, so heuchelt sie im Grunde genommen sich selbst ein Maß von Tugend vor, das sie gar nicht besitzt. Così fan tutti. Heuchelei aber ist borniert oder feig.

Noch ein zweites hasst Hans Hoffmann: das geistige Beharrungsvermögen der Menge, der für göttlich gilt, was grau vor Alter ist.

Ich sehe Brauch und Sitte Überliefrung lutschen.
Vor tausendjährgem Unsinn Ehrerbietung rutschen,

grollt Harpalyke in Spittelers Olympischem Frühling; aber wehe dem, der der Macht der Tradition zu widerstehen wagt! seiner harrt das Schicksal des jungen Nix im Märchen „Der Väter Satzung", der dem ererbten Glauben, dass der Nix den Glanz der Sonne außerhalb des Wassers nicht auszuhalten vermöge, in seiner verzehrenden Sehnsucht nach Licht und Wärme straflos trotzt, aber als Frevler von Seinesgleichen verstoßen wird und an seiner Einsamkeit langsam zugrunde geht.

Im Kern seines Wesens war Hans Hoffmann wohl Pessimist, wie so mancher humoristische Dichter. Einer so tiefen Natur musste jener fadenscheinige Optimismus fremd bleiben, der die ganze Welt mit rosigem Guss überzuckert; aber dem Künstler war es gegeben, sich *seine* Welt, sein Sonnenland zu schaffen, wo „aller Wesen unharmonische Menge" nicht mehr „verdrießlich durch einander klingt", wo die Schönheit herrscht und — das befreiende Lachen. Wie ein Abschiedswort Hans Hoffmanns selbst klingen Anna Ritters Verse, die den Band würdig präludieren:

Ich komme heim aus dem Sonnenland.
Ich bin den ganzen blühenden Tag
In lauter Schönheit gegangen.

ZÜRICH MAX ZOLLINGER